

Vor der Amnestie

Autor(en): Thomas Schneider

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1986

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/52cacc4e-f836-4c52-af90-199a876d25a6>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

vor dem Brunnen knie ich nieder. Erneut dringt Musik durch den Park. Noch sanfter, noch verhaltener ist dieses Mal die Rhythmik. Meine Blicke ruhen nun ganz in denen der Brunnenfigur. Ein feines Rieseln von allen Zweigen herab. Ich fühle mich von unendlich zarten, unsichtbaren Armen gehalten. Von den Rändern des Gar-

tens dringen rötliche Lichter zur Mitte vor; sie legen sich, leicht erzitternd, auf das Wasser des Brunnens. Alle Bewegungen und Akkorde münden nun in die eine, grosse Melodie. Ist sie es, die ich vor Zeiten schon vernahm, und um deretwillen ich immer wieder erneut in dieses Dasein trat?

THOMAS SCHNEIDER Vor der Amnestie

Einer mag hingehen. Er schaut sich misstrauisch um und salutiert. Die Falten auf seiner Stirn und der Uniformjacke über der Brust glätten sich; er atmet auf, sobald er erkennt, dass er den Raum nur mit mir teilt. Er händigt mir einen pauschalfrankierten Brief aus. Dann tippt er mit der Hand wieder ans Mützenschild und zieht von aussen lautlos die Tür ins Schloss, durch die er eben erst eingetreten ist. Als ich den Umschlag aufreisse, springt mich ein überladener Briefkopf an, aber kein Wort einer Botschaft – ein weisses Blatt unter einem schwarzen Balken.

Zwei fühlen sich stark. Einer drückt mir zur Begrüssung die Hand, während mir der andere leutselig auf die Schulter klopf, bevor sie den Spiess umdrehen. Sie leuchten die Ecken des Zimmers mit einer Taschenlampe aus. Ihre Erfahrung lehrt sie: ich hätte einen Freund hereinschmuggeln können, der im Dunkeln auf der Lauer liegt, um dazwischenzutreten, falls sie die Faust gegen mich erheben. Sie durchlöchern mich mit Fragen über meine Schlafgewohnheiten. Ich behaupte: ich schlafe bei der geringsten Bedrohung ein, und gähne herausfordernd. Sie schauen mich starr an. Wenn mein Blick einem Inquisitor ausweicht, endlich hat ausweichen können, fängt ihn der zweite mit einem kurzen Ruck der Augäpfel auf. Sie geraten jedoch darüber in Streit, wer mir die Fragen stellen darf.

Wenn ich dreien gegenüberstehe, sinken meine Schultern ein. Der Kopf rückt nach vorn wie bei einem flügelahmen Specht, der angesichts einer nahenden Raubkatze sein Henkersmahl aufpickt. Ich beginne zu stottern. Unreife Gedanken jagen ohne Ordnung durchs Hirn und schiessen sich mitten im Lauf gegenseitig ab, ehe ich sie zu fassen kriege. Lautlose Kollisionen, aber bei jedem Abschuss weiten sich die Pupillen mehr, um das nächste Quantum Leere zu enthüllen. Gleichgültig ob sie mir die Stirn streicheln oder ein Büschel Haare ausreissen, bricht kalter Schweiss aus den Poren der Haut. Ich lasse mich zu Boden fallen. Wie stehen sie zu mir? Ich kann ihre Gesichter nicht erkennen, weil sie dauernd einen Stiefel vor das meinige halten.

Sie haben ein Quadrat mitgebracht, in Geschenkpapier eingewickelt, und sind selbstverständlich zu viert, Vierlinge mit verwechselbaren und wahrscheinlich auch vertauschten Köpfen. Sie packen es aus; eine schlichte Holzplatte. Sie fordern mich höflich auf, die richtige Diagonale im Quadrat zu wählen. Ich frage: richtig in welcher Beziehung? Sie heben unbestimmt die Augenbrauen. Wir sitzen steif auf fünf Stühlen um einen runden Tisch. Der Kreis der Tischplatte, die sich unentwegt und immer schneller vor den Augen dreht, von ihren Händen angetrieben, erlaubt meiner Aufmerksamkeit nicht, sich

aufs Viereck zu richten. Meine Finger verkrampfen sich in der Luft, als wollten sie nach der einzigen Lösung greifen, die den Besuch verjagen kann, wie nach einer Decke, die mich verhüllen würde. Ich fahre mit dem rechten Zeigefinger ganz langsam von oben links nach unten rechts. Schon erscheint ein siegesbewusstes Grinsen in ihren Mundwinkeln, die an Zwiernsfäden zu den Kiefern gelenken hinaufgezogen werden. Hinter jedem Ohr sirtt munter eine Spule.

«Gestehen Sie, dass Sie noch immer darauf hoffen, diesen Raum einst zu verlassen», sagt einer. «Hinaus!» schreie ich. Sie wickeln das Quadrat überraschend gehorsam wieder ein und trippeln aus der Zelle. Das Papier, unter dem Druck ihrer unbarmherzigen Finger, raschelt und knistert im Treppenhaus, später im Hof am Fuss der

scherbenbewehrten Mauer. Morgen werde ich zweifellos die Wanzen entdecken, die sie unter den Zierleisten über der Lamperie versteckt haben, um meine Selbstgespräche zu belauschen. Wanzen oder Läuse. Unternehmungslust hat mich gepackt, und darum würde ich mit meinen Fingernägeln auch am Grund der Kopfhaut nach dem Ungeziefer schürfen, falls sie es im Skalp ausgesetzt haben sollten.

Amnestie!

Warum nicht gleich.

Ich statte mir selber in den kahlen Mauern einen Besuch ab, erteile mir selber die Amnestie, ohne Gründe und Gegengründe abzuwägen, und schreite erhobenen Hauptes am Aufseher vorbei, der mich erst noch ehrerbietig grüsst, durchs Tor.

DAVID WOLF «Aber uf der Pfalz...»

Won i emoole bizyten am Sunntig demoorge
in d Stadt gang, dur d Äsche duryy und
gmietlig dernoode
zuem Kunschtmuseum am Dalbegräabe,
fascht zhinderscht –
deert, won em Ryy e Gruess i kaa wingge,
bivoor i
in d Rittergass iibere zottle, wil i uff d Pfalz
will –
do isch s mer ufaimool, i haig e stille Biglaiter,
wo nääbe mer häär goot, ganz ooni Grysch
und verstoole.
Und wil er – denn was i gsii us den
Augewinggel,
isch es e Maa, wo still mi und ungfrogt
biglaitet –
so ghaimnisvoll duet, due zloid au ych nit
derglyyche,

as hätt i mi gachtet bim Lauffe. I duen au nit
griesse,
so weenig wien är eppis saiti. Und kaine schynt
s z steere,
dass mir jetz sälbzwait, wie Fremdi und doch e
bitzli
Verdrauti duur d Rittergass geen, verbyy an de
Hyysen,
wo als no dryygseen wie sällmool, wo Ritter
und Gnappe
und au Magischter vo unserer Alma mater
deert sinn deheim gsii und unser Stadt hänn
biriemt gmacht.

E däwääg kemme mer, jeede fir sich in
Gidange
und ooni dass ainen em andere s Woort wuurd
gunne,